

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 214. Bromberg, den 18. September 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(3. Fortsetzung.)

Die Frau, die innen auf dem perlgrauen Polster saß, hatte die Augen geschlossen. Wer weiß, woran sie dachte. Sicherlich nicht an das, was sie jetzt sah, als sie einen plötzlichen scharfen Luftzug verspürte und die Augen aufschlug. Ihr Gesicht war ein einziger weißer Schreck — sie wollte schreien.

Eppo legte schnell den Finger an den Mund, machte große Augen: „Bist du sehr böse, Leila, dann steige ich wieder aus."

„Eppo! Was tust du! Du hast mich ja so erschreckt."

Er saß auf dem Boden des Kupees und streichelte beruhigend ihre herabhängende Hand. Sie zitterte am ganzen Körper. Er kam sich jetzt doch etwas deplaciert vor.

„Ich steige ja schon wieder aus, Leilakind, wenn du nur nicht mehr so schrecklich zitterst."

„O, was hast du getan, du kannst doch jetzt nicht herausspringen, du brichst dir ja Hals und Beine." — Sie war dem Weinen nahe.

Eppo drückte ihre eiskalte Hand immer heftiger.

„Aber Leila, warum regt es dich denn so auf, wenn ich bei dir bin?"

„Du dummer Junge, wenn Jussuf dich sieht, bin ich verloren."

„Wer ist Jussuf?" In Eppos Hals kroch die Eifersucht hoch.

„Der Chauffeur."

„Ach der!" Eppo lachte. „Was kümmert es dich, ob der Nigger mich sieht oder nicht? Der frißt mich nicht auf."

„Ach, Eppo, der nicht. Aber er sagt es meinem — meinem Vater."

Sie schluchzte jetzt wirklich.

Das war zuviel für Eppo. Mit einem Satz war er aufgesprungen, saß neben ihr und hatte ihren Kopf in seinen Armen.

„Nicht weinen, Leilakind, nicht weinen. Ich schwöre dir, der Nigger kommt nicht lebend nach Hause, wenn er etwas sieht."

Waren es seine Worte oder war es sein Kuß — sie mußte plötzlich lächeln.

„Du dummer, dummer lieber Junge. Wie kommen wir hier heraus, ohne daß mein Vater etwas erfährt?"

Er wischte ihr mit seinem Taschentuch die Tränen ab.

„Ist denn der alte Herr wirklich so boshaft?"

„O, Eppo, frage mich nicht! Frage mich nie, Eppo — hörst du, nie!"

„Leila, ich werfe den Nigger vom Bock und fliehe mit dir."

„Höre, du mußt jetzt ganz vernünftig sein, sonst muß ich wieder weinen. Setz' dich jetzt schnell unten auf den Boden und denke nach, wie wir hier herauskommen."

Zum zweitenmal an diesem Tage erschien eine tiefe Furche auf Eppos Stirn, als er zu Leilas Füßen saß und angestrengt nachdachte. Dann sah er aus dem Fenster und sagte listig:

„Eppo weiß schon wie."

Er rückte ganz dicht an die Vorderwand des Kupees und rollte sich zusammen wie ein Igel.

Wenn du mir versprichst, noch eine Stunde mit mir ins Ägyptische Museum zu gehen, sage ich dir meinen Plan."

„Eppo, wenn uns jemand sieht."

„Also schön, dann nicht." Eppo war jetzt trotz seiner merkwürdigen Position vollkommen Herr der Lage.

„Quäl mich nicht, Eppo."

„Versprich mir eine Stunde. Im Museum werden wir sicher keinen von deinen Verwandten treffen. Museen sind immer nur für die Fremden da."

„Also schön, ich verspreche es dir. Aber nur eine Stunde."

Eppo war jetzt in seinem Element.

„Paß auf. Du deckst jetzt diese Decke über mich Häufchen Unglück. So jetzt gibst du deinem schwarzen Ungeheuer ein Zeichen, er soll anhalten, steigst aus und sagst ihm, er soll allein weiterfahren. Deinem goldigen Vater kann er einen schönen Gruß bestellen, du habest Kopfschmerzen und wolltest noch etwas spazieren gehen. Alles Weitere erledige ich."

„Ja aber wie kommmst du dann — —"

„Dafür laß mich nur sorgen."

Sie zögerte noch.

„Also, wenn du Angst hast — ich klopfe jetzt."

Aus dem Häufchen Unglück kam tatsächlich ein Arm heraus, klopfte an die vordere Scheibe und verschwand blitzschnell.

Das schwarze Ungeheuer drehte sich um und die Frau winkte ihm, anzuhalten.

Der Wagen gehorchte nach zehn Metern dem nachdrücklichen Befehl der Vierradbremse.

„Los!" kommandierte Eppo leise, als er sah, wie sie noch zögerte.

Dann erblickte er einige Sekunden lang ein paar heftig zitternde Beine gerade vor seiner Nase. Er hörte einige englische Worte. Die Tür wurde zugeschlagen und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. — —

Als Eppo brüllte „Hallo, your door's opened!" stand er bereits auf der Straße. Er war schon herausgesprungen, ehe der Negerchauffeur zum zweitenmal geschaltet hatte. Eppo war nicht für die Politik der offenen Türen, schon gar nicht bei so einem Prachtexemplar von Auto. Wie leicht konnte die Tür irgendwo anstoßen!

Eppos Gebrüll wurde erhört. Der Neger drehte sich um und sah, daß die Herrin wieder einmal die Tür nicht ordentlich geschlossen hatte.

Er nickte dem freundlichen Passanten, der ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, grinsend zu, streckte seinen langen Arm nach hinten und knallte den Schlag zu.

Der freundliche Passant aber hatte es sehr eilig. Er hatte sich schon umgedreht und lief auf eine Gestalt zu, die auf der Kasr el Nil am Geländer lehnte, hakte sich kurzer-

hand bei ihr ein und entschwand mit ihr in der entgegengesetzten Richtung.

„Allah strafe die Abtrünnigen", murmelte ein alter Muselmann, der ein paar Schritte weiter in einem Gärtchen seine abendlichen Gebetsrumpfbeugungen machte. „Die Inglis werden immer dreister und unsere Weiber immer schamloser!"

*

Wenige Minuten später geschah es, daß Eppo selig über seinen geglückten Plan, mit der immer noch ziemlich konsternierten Leila auf dem Wege nach dem ägyptischen Museum an einer großen englischen Kaserne vorbeikam.

Auf dem Kasernenhof hatten sich dem Schiedsrichter Sergeant O'Donnel je elf Auserlesene der Royal Lancers und der Highländer zu einem erbitterten Hockeymatch gestellt. Beide Parteien spielten mit entblößtem Oberkörper, was bei den Highländern äußerst grotesk wirkte, da sie außer Stiefeln und Stutzen weiter nichts als ihr kurzes kariertes Röckchen trugen. Die Royal Lancers trugen kurze blaue Höschen.

Eppo Wyngarthen hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er nicht beim Anblick der beiden Hockeyteams sämtliche ägyptischen Museumsforschungen vergessen und sehnsüchtig, fast verzückt, über das Eisengitter auf die Spielenden gestarrt hätte.

Alle Wetter, die Tommies konnten was! Wie lange hatte er schon keinen Hockeyschläger in der Hand gehabt! Wie lange nicht den kleinen weißen Ball hin- und herflitzen sehen! Der letzte Ball, den er gesehen hatte, war ein schöner bunter Kinderball gewesen, der ihm in der Ghezira auf die Nase geflogen war. So war alles hier. Schön und bunt und weich. Es tat nicht weh, strengte nicht an — aber man verfaulte allmählich bei lebendigem Leibe. Zum Donnerwetter noch mal, da lobe ich mir doch einen anständigen Hockeyball! Wenn man den an die Nase kriegte, dann war das zwar nicht gerade sehr zuträglich für das Nasenbein, aber man wachte vielleicht einmal wieder richtig auf — wurde vielleicht wieder der alte. Und wußte, was man wollte!

Eppo hatte nicht gemerkt, daß er dieses sehr zweifelhafte Mittel gar nicht mehr zu versuchen brauchte, daß er schon seit etwa einer halben Stunde wieder der alte war.

Wohl aber hatte die Frau neben ihm gefühlt, daß sie den Willen dieses jungen Blondkopfs, der mit zuckenden Fingern und blitzenden Augen unruhig wie ein gefangenes Tier an den Gitterstäben stand, nicht mit einem Blick aus ihren Augen oder einem leisen Streicheln ihrer Hände umbiegen konnte. So wie sie es bis jetzt immer getan hatte, wenn sie merkte, daß er etwas sagen oder fragen wollte, was ihr unbequem war.

Sie fühlte ganz genau: das ging nicht mehr, seit — ja, seit wann eigentlich? Sie mußte ein klein wenig lächeln, als sie sich diese Frage beantwortete.

War es nicht von dem Augenblick an, als sie sich im Auto, aus ihrem Halbschlaf aufgeschreckt, plötzlich und unvorbereitet diesem wilden Jungen gegenübersah, der sie eigentlich wie ein Straßenräuber überfallen und ihr ihren Willen geraubt hatte, der einfach den Spieß umgekehrt hatte und ihr jetzt seine Stimmung, seinen Rhythmus aufzwang. Sie gestand sich mit erstaunlicher Offenheit, daß sie in Wirklichkeit nicht dem Zwange einer immerhin peinlichen Situation, sondern seiner Aktivität erlegen war, die trotz der Kindlichkeit seiner Einfälle durchaus zwingend und männlich war.

Sie erschrak bei der Vorstellung, daß das so bleiben könnte. — Das durfte nicht sein!

Sie hatte sich und ihn in ein Märchen eingesponnen — jetzt war Eppo dabei, das Märchen zu zerreißen, dem er verfallen war wie einem schönen Rausch.

Und was würde dann sein? Würde seine Liebe, seine kindliche und einmalig große Liebe Bestand haben, wenn er wüßte — — Nein, er durfte es nicht erfahren. Das schöne Spiel durfte noch nicht zu Ende sein. Sie wollte noch nicht zurück in die Wirklichkeit, die vorher war und nachher sein würde — noch nicht!

Für den Augenblick hatte sie keine Gewalt über Eppo, der neben ihr stand und doch tausend Meilen von ihr entfernt war. Jetzt würde er sich gleich losreißen wie ein junger Berberhengst.

Sie mußte versuchen, ihn heute abend wieder einzufangen, wenn es dunkel war und der Zauber der Nacht sich mit ihr verbündete. —

Der junge Berberhengst riß sich wirklich los.

Ein Stürmer der wackeren Royal Lancers lag plötzlich wie leblos auf dem staubigen Boden des Kasernenhofes. Sofort bildete sich ein Haufen um ihn. Als er sich, auf die Schultern zweier Kameraden gestützt, mühsam wieder erhob, sah man, daß er stark hinkte. Sein eines Bein schien bei dem plötzlichen Zusammentreffen mit einem Hockeyschläger den kürzeren gezogen zu haben.

Eppo war wütend. In der unwillkürlichen Parteinahme für eine der beiden Mannschaften, der jeder Zuschauer unterliegt, hatte er sich gerade für die Royal Lancers entschieden, die auch zu seiner Befriedigung schon ein Tor zu verzeichnen hatten. Jetzt war ausgerechnet seine Partei gezwungen, mit zehn Mann weiterzuspielen.

Das war nicht nach seinem Sinn.

„Paß auf, Leilakind, die Blauen müssen gewinnen!" Das war die Form, in der Herr Eberhard Wyngarthen sich bei seiner Dame entschuldigte, die er einfach auf der Straße stehen ließ.

Die Dame war übrigens gar nicht so sehr darüber erstaunt, wie man hätte denken sollen. Nur ihre Lippen preßten sich zusammen, als sie jetzt sah, wie er mit einem federnden Sprung über das Gitter setzte und, sich Jacke und Hemd im Laufen ausziehend, auf den Schiedsrichter zustürzte.

Der hätte nun wiederum kein Engländer sein müssen, wenn ihm der vom Himmel gefallene Oxfordboy nicht sehr gelegen gekommen wäre. Da Eppo eine sehr gute englische Aussprache hatte, hielt man ihn für einen Landsmann. Er bekam den Schläger des Leichtverwundeten in die Hand gedrückt — der lag ihm gut — nun konnte es losgehen.

Was die Frau am Gitter jetzt mit weit aufgerissenen Augen sah, machte sie zittern.

Sie wußte, daß Männer gut aussehen konnten, daß sie sehr geistreich, sehr gut angezogen, daß sie besonders leidenschaftlich oder besonders beherrscht sein konnten.

Nie aber hatte sie gewußt, daß ein Mann so schön sein kann. Daß es bei ihm eine Grazie gibt, die nichts Weibliches, eine wilde Gelöstheit, die nichts Verzerrtes hatte.

Der Jüngling, dessen Bewegungen Leila fast erschüttert verfolgte, machte das Spiel zum Kampf und den Kampf zum Spiel.

Es gehörte allerdings nicht einmal die Voreingenommenheit dieser Frau dazu, um von den zweiundzwanzig Gestalten, die da mit unheimlicher Schnelligkeit und Gewandtheit auf dem Spielfeld geregelt durcheinanderliefen, nur eine einzige zu sehen.

Eppo Wyngarthen beherrschte das Spiel vollständig. Er gehörte der ersten Mannschaft eines der spielstärksten Berliner Klubs an, ja, er war sogar schon wiederholt in der repräsentativen deutschen Mannschaft aufgestellt worden. Er war natürlich den Engländern, die immerhin einen guten Durchschnitt darstellten, um eine Klasse überlegen und spielte mit seinen Gegnern Katze und Maus. Die kleine weiße Kugel schien mit einer Gummischnur an seinem Schläger befestigt zu sein — bedingungslos gehorchte sie dem kleinsten blitzartigen Nicken des Schlägerkopfes. Keiner vermochte mit ihm Schritt zu halten, wenn er mit rasendem Antritt auf das gegnerische Tor zustürmte. Die Verteidiger, die sich ihm entgegenwarfen, wurden mit lähmender Selbstverständlichkeit umspielt, unerschöpflich schien der Vorrat seiner Listen und Tricks.

Fünfmal feuerte Eppo in der kurzen Zeit, die ihm noch vor dem Schlußpfiff übrigblieb, seine Schüsse ab. Einen wehrte der Torwart ab — einer knallte gegen den Pfosten und blieb knapp vor dem Tor liegen —, mit einem wahren Panthersatz war Eppo, ehe der Mann im Tor die Situation begriff, nachgesetzt und drückte den Ball hinein. Die übrigen drei Schüsse des jungen Deutschen waren unhaltbar. —

„Vier zu eins", lautete das Ergebnis für die Royal Lancers, die Eppo vor lauter Begeisterung auf die Schultern hoben, als ob sie die Schlußrunde auf der Olympiade gewonnen hätten.

Diese Begeisterung ließ auch nicht nach, als Eppo auf die Frage Sergeant O'Donnels: „London oder Oxford?“ grinsend antwortete:

„Berlin!“

Sergeant O'Donnels Nußknackermund, der erwartungsvoll geöffnet war, klappte plötzlich wieder zu und zermalmte dabei ein paar Worte. „Brick of a boy, this German“, sollte das wohl heißen!

Als Eppo wieder über das Gitter gesprungen war und strahlend vor Leila stand, mit einer dicken Staubschicht auf seinem verschwitzten Gesicht, aus dem ein paar blaue Augen hervorleuchteten, die den ganzen Enthusiasmus der zweiundzwanzig Tommies in sich aufgesogen hatten, strich ihm die Frau wortlos die verklebten Haare aus der Stirn.

Dann schien sie völlig vergessen zu haben, wo sie war. Sie nahm ihn mit beiden Händen beim Schopf und küßte ihn lange mit geschlossenen Augen auf seinen trockenen, verstaubten Mund.

(Fortsetzung folgt.)

Zwiebel, Oel und Tintenfisch.

Portugiesische Tafelfreuden. — Der Käse in der Wursthaut. Von H. S. Auerbach.

Über die kulinarischen Verhältnisse in Portugal besitzt man meist nur recht verschwommene und gewöhnlich irrige Vorstellungen. Hört man, daß in der portugiesischen Küche Öl und Zwiebeln eine hervorragende Rolle spielen, so winkt man entsetzt ab, ohne zu ahnen, daß zwischen Öl und Öl erhebliche Unterschiede bestehen und daß selbst eine Zwiebel, richtig behandelt, zum Leckerbissen werden kann. Und so wird man auf einer gastronomischen Streiffahrt durch das alte Lusitanien noch manche — meist angenehme — Überraschung erleben.

Zwiebeln und daneben Tomaten finden sich fast bei jedem portugiesischen Gericht, mag es sich um Fisch oder Braten, Geflügel oder gar Suppe handeln. Erstere, wenn roh aufgetischt, mögen nicht nach jedermanns Geschmack sein, aber gegen die herrlichen gedämpften Lissabonner Zwiebeln oder die saftigen Schalotten in Tomatentunke wird schwerlich jemand Einwendungen erheben. Unberechtigt ist auch das Mißtrauen gegen eine als „cebolada“, Zwiebelbrühe, aufgetragene Schüssel, in der feingeschnittene Rindfleischscheiben zwischen gekochten und rohen Zwiebeln und einzelnen Kartoffeln in einer rotbraunen Tunke schwimmen: ein sehr beliebtes Volksgericht.

Wie in allen südlichen Ländern tritt auch in Portugal der Fleischgenuß völlig in den Hintergrund; eine um so größere Rolle spielt dafür — wie bei der maritimen Lage des Landes nur natürlich — der Fisch in jederlei Gestalt. Das eigentliche Nationalgericht ist der bacalhao (Stockfisch), der gekocht, gebacken, geschmort oder sonstwie zubereitet wird. Auf alle Fälle aber macht ihn sich der Portugiese mundgerecht durch einen mehr oder weniger tüchtigen Schuß Olivenöl aus der stets auf dem Tische stehenden Flasche, gerade wie der Engländer sich seine zähen Braten durch seine berühmte Worcestershire- oder andere Tunken würzt.

Der Fremde wird sich allerdings lieber an eine der anderen Fischarten halten, an denen Portugal ja so reich ist. Auf dem Lissabonner Fischmarkt sieht man zuweilen wahre Ungeheuer unter grünen Blättern hervor aus den Körben lugen, daneben glitzert im Sonnenlicht der „peixe espada“, eigentlich Schwertfisch, der mit dem bei uns unter diesem Namen bekannten Riesenfisch indessen nichts zu tun hat. Er ist eine Art Seeaal, über einen Meter lang und unglaublich flach, häufig nur halb so dick wie ein kleiner Finger. Seine Form und sein silberfarbener Glanz haben ihm seinen Namen eingetragen. In Scheiben geschnitten und wie eine Kalbszunge gebacken liefert er ein köstliches Gericht.

Das Gegenstück zum weißglänzenden peixe espada bildet eine Lampretenart mit schwarzem Fleisch, die ungeachtet ihres nicht gerade einladenden Aussehens vortrefflich schmeckt. Das gleiche gilt von den verschiedenen Tintenfischen, die, wie die Spanier sagen, „en su propia tinta“, in der eigenen Farbe zu einem dicken Ragout gekocht werden. Der Deutsche wird sich wegen des in unseren Augen widerlichen Aussehens der Tiere an das bei den Portugiesen sehr beliebte Gericht wohl nie so recht gewöhnen können.

Als Nachtisch dienen verschiedene Käsesorten, die ganz schmackhaft sind, aber an Güte den berühmten deutschen, Schweizer oder französischen Arten doch nicht gleichkommen. Eine Besonderheit bildet der „requeijao“, ein milder weißer Rahmkäse, den man in eine Wursthaut zu stopfen pflegt. Kräftiger sind der aus den Grenzbergen im Norden stammende Queijo da Serra und verschiedene Schaf- und Ziegenkäse. — Natürlich herrscht an Obst jeder Art kein Mangel.

Die Stadt der schönsten Männer.

Erzählt von G. W. Beyer.

Vorausgeschickt sei hier gleich, daß nachfolgende Geschichte sich gestern in einem angelsächsischen Lande zutrug, wo die Menschen auch noch für andere Dinge Zeit und Interesse haben als nur für die bange Frage: Wie schlage ich mich durch in dieser Not?

Hatte da ein angesehener Kaufmann aus der Hauptstadt seine junge Frau nach Ramslow in die Sommerfrische geschickt. Ihn selbst hielten die Geschäfte in der Stadt zurück. Doch wenn Mister Brown einmal ganz ehrlich hätte sein wollen, so müßte er hinzugefügt haben: „Übrigens bin ich sehr froh, wenn ich meine Frau mal sechs Wochen lang nicht zu sehen bekomme. Denn jeden Tag, den wir zusammen sind, liegt sie mir in den Ohren, stöhnt mir vor, daß sie nichts anzuziehen hat, daß ich knauserig bin, und so weiter und so weiter. Aber darf man denn als vernünftiger Mann dem Weibe jeden Willen tun?“ Nein, Mister Brown, für Leute, die einen Konkurs scheuen, ist das durchaus nicht ratsam, und für Ihre Gattin kann das nur eine Lehre sein, wenn sie einmal sechs Wochen lang allein im Seebad sitzt, lediglich auf ihr mageres Zehrgeld angewiesen.

Als guter Ehemann erkundigte sich nun Mister Brown wöchentlich zweimal schriftlich bei seiner Frau, wie es ihr ginge. „Danke, ganz gut“, hieß es zuerst ein wenig kühl. Aber dann kam ein längerer Brief, der von Ramslow geradezu schwärmte. Nein, was war das doch ein nettes Städtchen! Der schönste Strand, die saubersten Straßen, die freundlichsten Häuser und Menschen, das wärmste Seewasser, die gesündeste Luft, die herrlichste Landschaft. Aber das sei gar nichts gegen einen noch weit größeren Vorzug: Ramslow hätte die schönsten Männer in der ganzen Welt aufzuweisen. Ach, so herrliche, reckenhafte Gestalten mit gebräunten Gliedern und Gesichtern. Wundervoll!

Mister Brown müßte ein Trottel gewesen sein, hätte ihm nicht diese Hymne zu denken gegeben: Sollte sich deine Frau in einen von diesen Ramslowern verguckt haben? Oder stimmte das wirklich mit den schönen Männern von Ramslow? Mister Brown konnte keine beruhigende Antwort finden.

Da er aber wie jeder vernünftige Mensch von heute gewohnt war, seine Zeitung als Alleswisserin zu betrachten, so verfügte er sich auf deren Schriftleitung und ließ sich beim Chef vom Dienst melden: „Wissen Sie etwas davon, daß die Ramslower die schönsten Männer der Welt sein sollen?“ Nein, dem Zeitungsmann war davon nichts bekannt, und auch im Archiv konnte man keinen Ausschnitt finden, der die ganz besondere Schönheit der Männer von Ramslow gepriesen hätte.

„Aber“, meinte der Chef vom Dienst, „die Sache interessiert uns ungemein, und wir werden einen Sonderberichterstatter sofort nach Ramslow schicken, um ihr auf den Grund zu gehen.“ Mister Brown, noch immer sehr beschäftigt, war damit einverstanden.

Man kann es der Zeitung nicht verübeln, wenn sie ihren Lesern — garantiert 1 345 788 — schleunigst Mitteilung davon machte, daß sie zur Lösung einer so wichtigen Frage einen Berichterstatter nach Ramslow entsandt habe. Die Hauptstadt horchte auf, und sonderlich die Männer warteten gespannt auf das Ergebnis der Untersuchung.

Mister Swift, der Sonderberichterstatter, sollte sich natürlich vor allem selbst durch den Augenschein überzeugen. Also erschien er vorerst in tiefstem Inkognito am Strand, spazierte durch die Straßen, besuchte die nächste Umgebung

und gelangte tatsächlich zu der Ansicht, daß Ramslow um seine kräftige, sonnegebräunte, gesunde und schöne männliche Jugend zu beneiden war. Diese seine Überzeugung teilte er den 1 345 788 Lesern seiner Zeitung spornstreichs mit.

Am nächsten Tag lüftete Mister Swift sein Inkognito, suchte den „Kurdirektor" auf und bat diesen um eine Erklärung zu der außerordentlich interessanten und bisher so wenig beachteten Tatsache. Mister Crop, der „Kurdirektor", wunderte sich: Das sei doch auf der ganzen Welt bekannt, daß die Ramslower Männer sich durch Schönheit auszeichneten, und er müßte sich sehr wundern, daß die Hauptstadt davon noch nichts zu wissen scheine. Er wäre in seiner Jugend viel in der Welt herumgekommen, und einmal hätte ihn eine kleine Chinesin in Shanghai begrüßt: „Ach, Tommy, du kommst sicher aus Ramslow, so schön bist du!"

„Ja", wollte Mister Swift nun wissen, „worauf mag denn diese erstaunliche Schönheit zurückzuführen sein?" Der „Kurdirektor" mußte sich schon wieder wundern: „Worauf? Na, die Antwort sollten Sie eigentlich schon längst gefunden haben. Auf unsere wunderbare Luft, gepaart mit dem großartigen Strande und dem herrlichen Wasser! Alle Fremden, die einmal nach Ramslow kamen und sich hier nur ein paar Wochen lang aufhielten, kehrten wesentlich verschönert in die Heimat zurück."

Diese Erklärung leuchtete den 1 345 788 Lesern der Zeitung des Mister Swift ein, und eine ganze Reihe unter dem männlichen Teil packte sofort sein Bündel und fuhr auf ein paar Wochen nach Ramslow. Sicher nur, damit ihre Frauen sich mit schönen Gatten brüsten konnten, denn das männliche Geschlecht ist ja bekantlich heutzutage gar nicht eitel. Als Mister Swift nach viertägigem Aufenthalt Ramslow verließ, war auch das letzte verfügbare Bett mit einem schönheitshungrigen Fremden belegt. Ramslow konnte wahrhaftig zufrieden sein.

Mister Brown war es auch. Er wußte ja jetzt, daß seine Strohwitwe die Wahrheit geschrieben und sich nicht in einen Ramslower verguckt hatte. So gestaltete sich nach einigen Wochen das Wiedersehen sehr herzlich.

Doch bald darauf hatte Mister Brown wieder Grund zur Besorgnis. Denn er stellte fest, daß seine Frau ihn nicht um Geld anging und doch immer „etwas anzuziehen" hatte. Woher nahm sie die Mittel?

Mister Brown stellte diese hochnotpeinliche Frage eines Abends sehr ernst an seine Gattin. Da lachte sie ihn aus: „Für den Brief, der dich damals beruhigte, hat mir doch der Kurdirektor in Ramslow zweihundert Pfund gegeben. Die ganze Geschichte war ja nur ein Reklametrick von ihm, und die Ramslower sind nicht schöner als du!"

Begreiflicherweise machte Mister Brown ein erstauntes Gesicht. Einesteils der merkwürdigen Eröffnung, andernteils der ungewohnten Schmeichelei wegen. Dann fragte er: „Ja, woher kamen denn die kräftigen, sonnengebräunten, gesunden und schönen Männer in Ramslow?" — „Die hat sich der Kurdirektor für fünf Schilling täglich von den nächsten Arbeitsämtern verschreiben lassen."

Notizen am Rande des Alltags.

Von **Rudolf Presber**

Ruf' jeden nicht zurück, der träumend sich vermißt;
Irrtum war schöner oft, als deine Wahrheit ist.

*

Der Krug, der dich gelabt, e i n m a l geht er in Scherben —
Und auch der beste Arzt verzögert nur dein Sterben.

*

Wenn dir ein Wurf mißlang, gleich gröhlt der Neid, es wäre
Noch n i e ins Ziel gesaust ein e i n z ' g e r deiner Speere.

*

Wenn j e d e m Wunsch sich neigt' die Gottheit ohne Frist,
Du stürbst vor Langerweil' — und zwar als Atheist.

*

Gut, wenn du Freunde dir erwarbst in Folianten;
Der Geisterchor der Welt weiß mehr als deine Tanten.

*

Genügsamkeit ist schön, das ward schon oft geschrieben.
Sie freut uns doppelt meist, wenn andere sie üben.

*

Zur Arbeit ward verflucht der Mensch im Paradiese,
Heute wär' der Mensch verflucht, der ganz die Arbeit ließe.

*

Du sagst, du h a ß t die Welt. Als deines Hasses Probe
Schreibst du ein dickes Buch und hoffst, daß sie dich lobe.

*

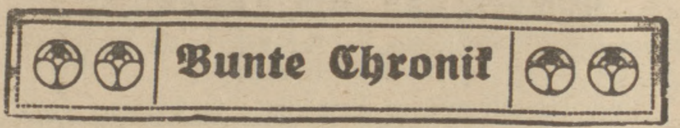
Wenn dich als Reiter hat dein Pferdchen nicht getragen,
Spann' es der Deichsel ein und setz' dich in den W a g e n!

*

Den Edlen, der vergrub sich tief im Menschenhasse,
Den lockt ein Hilferuf doch wieder auf die Gasse.

*

Wer ewig „weise" tut, der lasse sich begraben;
Der arme N a r r in uns will a u c h sein Stündlein haben!



* **Die Schatzkammer der Königin von Saba gefunden.** Wenn der Gewährsmann, der englische Großwildjäger Frank Hayter, nicht als zuverlässig bekannt wäre, so möchte man annehmen, daß die vielen Fabeln und Sagen, die den Schatz der Königin von Saba umweben, seine Phantasie stark beeinflußt haben. Denn reichlich abenteuerlich klingt der Bericht, den der eben aus Zentralafrika zurückgekehrte Engländer der Londoner Presse übergab. Er ist nämlich der festen Überzeugung, zum mindesten eine der Schatzkammern der Königin von Saba entdeckt zu haben. Hayter befand sich 500 Kilometer westlich der abessinischen Hauptstadt Addis Abeba auf der Jagd, als ein Felspfad, der einen kleinen Bach aufwärts führte, seine Aufmerksamkeit erregte. Er folgte dem Wasserlauf, der plötzlich in einer Spalte im Felsen verschwand. Mit Mühe gelang es Hayter und seinen Leuten, sich durch die Spalte zu zwängen. Plötzlich standen sie in einer Höhle. Als die Taschenlampen aufleuchteten, blitzte hundertfach rotes Gefunkel vom Höhlenboden auf. Es sah aus, als hätte jemand glühende Asche verstreut. Doch dann hob Hayter einen der roten Punkte auf, und er hielt zu seiner Verblüffung einen Rubin in der Hand. Er untersuchte nun die Höhle etwas eingehender und entdeckte an den Wänden alte Zeichnungen. Dann stieß er auf Seitengalerien. In der einen fand er Gold- und Platinstückchen, in einem anderen Steine, die er zuerst für minderwertige Rubine hielt, um sich dann davon zu überzeugen, daß es rosenfarbene Diamanten von reinstem Wasser waren. Hayter, der über die genaue Lage dieser Wunderhöhle Stillschweigen bewahrt, will in London unverzüglich Vorbereitungen für eine größere Expedition zur Hebung des Schatzes treffen.

Lustige Rundschau



* **Hm!** Eine Frau kommt bitterlich weinend zum Arzt und klagt, daß ihr Mann gestorben sei. „So, so", sagt der Arzt. „Wie lange waren Sie denn verheiratet?" — „54 Jahre", sagt die Frau. „Aber ... man hat mich schon bei der Hochzeit gewarnt, ihn zu nehmen, weil er nicht ganz gesund sein soll."

*

* **Der Schlauberger.** „Papa! Darf mich der Lehrer bestrafen wegen etwas, was ich nicht gemacht habe?" — „Nein, mein Junge, das dürfte er wohl nicht." — „Er hat mich aber heute bestraft, weil ich meine Rechenaufgaben nicht gemacht hatte."

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.